

Jean-Luc Bannalec

# BRETONISCHES VERMÄCHTNIS

Kommissar Dupins achter Fall



KiWi



Jean-Luc Bannalec

# Bretonisches Vermächtnis

*Kommissar Dupins achter Fall*



# Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Jean-Luc Bannalec](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

## Über Jean-Luc Bannalec

Jean-Luc Bannalec ist der Künstlername von Jörg Bong; er ist in Frankfurt am Main und im südlichen Finistère zu Hause. Die ersten acht Bände der Krimireihe mit Kommissar Dupin, »Bretonische Verhältnisse«, »Bretonische Brandung«, »Bretonisches Gold«, »Bretonischer Stolz«, »Bretonische Flut«, »Bretonisches Leuchten«, »Bretonische Geheimnisse« und »Bretonisches Vermächtnis«, wurden für das Fernsehen verfilmt und in zahlreiche Sprachen übersetzt. 2016 wurde der Autor von der Region Bretagne mit dem Titel »Mécène de Bretagne« ausgezeichnet. Seit 2018 ist er Ehrenmitglied der Académie littéraire de Bretagne.

## Über dieses Buch

Concarneau, die »Blaue Stadt« am Meer, kurz vor den Pfingsttagen. In der berühmten Altstadt Ville Close feiern die Bretonen mit Musik und Tanz den Auftakt des Sommers, und alles könnte so wunderbar heiter sein. Gäbe es nicht plötzlich einen Toten – genau vor Kommissar Dupins Lieblingsrestaurant, dem Amiral. Doch damit nicht genug: Ausgerechnet in diesen Tagen sind Dupins Inspektoren und seine Assistentin Nolwenn im Urlaub. Gemeinsam mit zwei neuen Kolleginnen widmet sich der Kommissar der alles entscheidenden Frage: Wer hatte es auf Docteur Chaboseau abgesehen? Einen Arzt, der großes Ansehen genoss und aus einer der einflussreichsten Familien der Gegend stammte. Weder dessen Frau noch seine engsten Freunde, ein stadtbekannter Apotheker und ein Weinhändler, können sich einen Reim darauf machen. Könnte es etwas mit den Vorlieben des Arztes zu tun haben, der nicht nur Kunstsammler war, sondern auch in bretonische Brauereien und traditionelle Fischkonservenfabriken investierte? Während Dupin noch fieberhaft nach Anhaltspunkten sucht, kommt es zu einem Anschlag, der die gesamte Stadt in Aufruhr versetzt.



**KiWi-NEWSLETTER**

jetzt abonnieren

## Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG  
Bahnhofsvorplatz 1  
50667 Köln

© 2019, 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln  
Covermotiv: © L'Oeil de Paco

ISBN 978-3-462-31931-6

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen

Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Dieses Zusatzmaterial ist auch auf unserer Homepage zu finden:

<https://www.kiwi-verlag.de/magazin/extras/die-karten-zu-bretonisches-vermaechtnis>



# Inhaltsverzeichnis

**Widmung**

**Motto**

**Der erste Tag**

**Der zweite Tag**

Es war 6 Uhr ...

»Also, Chef«, unterbrach Riwal ...

**Der dritte Tag**

**Dank**

**Quellennachweis**

**Leseprobe »Bretonische Versuchungen«**

À L.

*À Sandra, wie eigentlich jedes Buch*

*Ret eo terriñ ar graoñenn*

*Evit kaout ar vouedenn.*

Es gibt nur einen Weg:

Man muss die Nuss knacken,  
um ihren Kern zu erhalten.

---

Bretonisches Sprichwort

## Der erste Tag

Es gab Tage, da war die Welt vor allem eines: Himmel.

Dieser 24. Mai war so ein Tag. Lichtdurchflutet, strahlend, klar, hell, wie frisch gewaschen.

Das Himmelsgewölbe wirkte noch weiter, noch höher als gewöhnlich. Es machte den Eindruck, als dehnte sich der Raum, als drängte die Atmosphäre der Erde tiefer ins All vor. Ein leuchtend sphärisches Blau, das erst am Horizont allmählich blasser wurde. Ein eigentümliches, seltsam vibrierendes Blau, dem man zutraute, selbst eine Art Energie oder Materie zu sein. Die Erde schien sich unter der Weite dieses Blaus zusammenzuziehen, flacher und kleiner zu werden.

Kommissar Georges Dupin aus Concarneau lag auf dem Rücken im Gras. Er hatte sich der Länge nach ausgestreckt. Auf einem Plateau weit oberhalb des Meeres. Einer grünen Kuppe, die hinter schroffen Klippen anhub, stolze zweiundsiebzig Meter über dem Meeresspiegel, so stand es auf einer Tafel am Parkplatz. Die Kuppe war bedeckt mit Heidekraut, knallgelbem Ginster, buschigen Gräsern und Moos in den unterschiedlichsten Farben: Grün, Rostrot, Gelb.

*Pointe du Raz* hieß die letzte Landspitze im äußersten Westen des Finistère, deren hoch aufragende Felsen sich in Form eines grob gezackten Keils weit in den Atlantik hinauswagten. Gewaltige, unruhige Strömungen umtosten die legendäre *Pointe*, das nördliche Ende der Bucht von Biskaya, die an der westlichen Küste Spaniens ihren anderen Endpunkt besaß. Es war – gespickt von Untiefen – eines der gefährlichsten Gebiete des

gesamten Atlantiks, die Wassermassen drängten um die Bretagne herum in den Ärmelkanal, wo sie zur Nordsee wurden.

Das Panorama von hier oben war berückend: der majestätische Atlantik, die bizarren Klippen – sie sahen aus wie der Schwanz eines Drachens –, mitten im Meer zwei tollkühne Leuchttürme auf unwirtlichen Felsen und in der Ferne die phantastische Île de Sein. Wenn man es tatsächlich erleben wollte, das Ende der Welt, gab es vielleicht keinen eindrucksvolleren Ort als die Pointe du Raz. Man sah es, man spürte es: Finis terrae. Die letzte Bastion, die dem ungestümen, schier endlosen Meer trotzte. Plötzlich fühlte sich das »feste Land« schwindelerregend fragil an.

Auch ein anderes Geheimnis der Bretagne nahm man an diesem Ort besonders wahr: das einzigartige Zusammenspiel aus Licht und Farben. In der Bretagne gab es – so kam es Dupin vor – mehr Licht als anderswo. Seine außerordentliche Leuchtkraft ließ auch die Farben außerordentlich werden, die nichts anderes waren als Brechungen dieses Lichts. Es kam einem vor, als wäre das für das menschliche Auge sichtbare Farbspektrum – das Spektrum zwischen Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo und Violett – hier ungleich breiter gefächert. Als würde das Licht in den endlosen Brechungen auf den Wasserflächen rund um die bretonische Halbinsel feiner zerlegt. Diese Intensität an Licht und Farben hatte schon ihre größten Liebhaber trunken werden lassen: Monet, Gauguin, Picasso und viele andere Maler waren der Bretagne erlegen.

Seit Dupins erstem Besuch hier stand die Pointe du Raz – außerhalb der *haute saison!* – auf der Liste seiner Lieblingsorte. Für den heutigen Ausflug gab es gleich zwei Gründe: *Le Fumoir de la Pointe du Raz*, eine neue Fischräucherei in der Nähe, von der Inspektor Riwal in den höchsten Tönen geschwärmt hatte. Dort wurden die feinsten Fische der gefürchteten Meerespassage geräuchert, vor allem die herrlichen *Lieus jaunes*, eine besondere Dorschart. Vornehmlich mit den »unvergleichlichen



Aromen des Rauches bretonischer Eichen« und unter Zugabe einer geheimen Mischung verschiedener Pfeffersorten und Gewürze. Die Räucherei gehörte dem Cousin eines Cousins von Riwal, Dupin hatte an der Stelle nicht richtig zugehört, die weitläufigen Verwandtschaftsverhältnisse Riwal's – zu denen ebenso Wahlverwandtschaften gehörten – verwirrten den Kommissar stets aufs Neue. Wie auch immer, Riwal's Schwärmen hatte Dupin zu einem Besuch in der Fischräucherei verleitet. Außerdem hatten Claire und er ihren ersten freien gemeinsamen Abend seit Wochen, da Claire in der Klinik mehr oder weniger durchgearbeitet hatte. *Lieu jaune* war ihr Lieblingsfisch, und Geräuchertes mochte sie prinzipiell. Dupin hatte sie überraschen wollen.

Der zweite Grund für den Ausflug war die Renovierung des Kommissariats. Vier Wochen dauerte sie nun schon an. Es war ein einziger Albtraum. Einen »gänzlich unbeeinträchtigten Betrieb des Kommissariats« hatte die beauftragte Firma versprochen, das war schon in der Theorie Unsinn gewesen. Und natürlich war es auch in der Praxis anders gekommen. Bereits am ersten Tag war das schiere Chaos ausgebrochen. *Alles* beeinträchtigte den Betrieb, ganz zu schweigen vom Lärm, Staub und Dreck. Und selbstverständlich – »völlig geruchsfrei die ganze Sache«, hatte der Malermeister versichert – hatte es umgehend unerträglich nach Farbe gestunken, selbst das Aufreißen sämtlicher Fenster und Türen hatte daran nichts geändert. Das einzig Gute war, dass der Gestank der Farben und Lösungsmittel den scheußlichen Grundgeruch des Gebäudes, der Dupin seit seinem ersten Arbeitstag in den Wahnsinn trieb – auch wenn er ihn als Einziger wahrnahm –, überdeckte. Unter Umständen, so hoffte Dupin, würde der Geruch am Ende der Renovierung sogar ganz verschwunden sein.

Sämtliche Mitarbeiter des Kommissariats hatten in den letzten Wochen das Weite gesucht, lediglich eine regelmäßig wechselnde Notbesetzung

hielt vor Ort die Stellung. Alle hatten stets neue und immer fantasievollere Anlässe gefunden, das Büro zu meiden. Ungeheuerliche Vorkommnisse wie ein geplündertes Karottenbeet oder unerlaubtes Muschelsammeln am Strand mussten plötzlich vor Ort überprüft werden, manchmal waren sie zu dritt oder viert unterwegs. Sie hatten uralte »offene Fälle« wiederaufgenommen: den Diebstahl dreier Surfbretter im letzten Oktober und das Verschwinden eines rosafarbenen Beibootes im Hafen. Alle waren sie froh gewesen, als es tatsächlich zu einem Vorfall gekommen war: Beim Abriss eines alten Hauses in Pont-Aven waren sechshundert belgische Goldstücke aus dem Jahre 1870 gefunden worden. Ein echter Schatz, dessen Wert auf ein paar Hunderttausend Euro taxiert wurde – und dessen Fund Anlass zu wilden Spekulationen bot.

Anfang dieser Woche war dann aber selbst Dupins Assistentin Nolwenn der Geduldsfaden gerissen. Direkt vor ihrer Tür war ein Eimer dickflüssiger Farbe ausgelaufen, und sie war schwungvoll hineingetreten. In den Wochen zuvor hatte sie noch tapfer versucht, die Fassung zu wahren, doch nach diesem Zwischenfall hatte sie umgehend ein paar Tage freigenommen. Was schlagartig zu heftiger Nervosität bei Dupin geführt hatte, umso mehr, da sie keinerlei Angaben über den Zeitpunkt ihrer geplanten Rückkehr ins Büro gemacht hatte. Über die Jahre – durch Unmengen an Überstunden – musste Nolwenn mehrere Monate Urlaub angespart haben. Dupin hatte sich nicht getraut, nachzuschauen. Eine längere Abwesenheit Nolwenns – zudem als Protestaktion – würde, so viel stand fest, früher oder später im Desaster enden. Sie war mit ihrem Mann kurzerhand zu einer Radtour aufgebrochen, die eigentlich für den September vorgesehen gewesen war. Eine sehr spezielle Radtour, inspiriert von dem bretonischen Bestseller *Bistrot Breizh. Le tour de Bretagne des vieux cafés à vélo*, der zu den ältesten, urtümlichsten Kneipen führte, die die Bretagne zu bieten hatte. Handverlesen und mit großer Kennerschaft ausgewählt. Eine Tour buchstäblich von Dorf zu Dorf. Vom Profil her eher

gemütlich als sportlich, durch wunderbare einsame Landschaften, Nolwenn hatte sich für den Weg durchs Inland entschieden. Sie hatte auch Riwal und Dupin nahegelegt, sich freizunehmen, woraufhin Riwal mit seiner Frau und den beiden Kindern prompt für ein paar Tage auf die Belle-Île exiliert war. Eine seiner Schwestern besaß dort ein Haus, das leer stand, seitdem sie in die Heimat ihres Mannes, nach Cape Cod an der amerikanischen Ostküste, ausgewandert war. Der Kommissar hatte keinerlei Interesse daran gehabt, sich freizunehmen. Zum einen konnte sich Claire zurzeit unter keinen Umständen aus der Klinik loseisen, zum anderen waren Ferien nicht Dupins Sache. Kadeg, Dupins anderer Inspektor, war fein raus. Seit zweieinhalb Monaten befand er sich in Elternzeit und würde erst im Juli wiederkommen. Seine Frau und er hatten im März Zwillinge bekommen. Anne und Conan. Der Inspektor hatte sich einen dieser Doppelkinderwagen – ein monströses Gefährt – zugelegt, mit dem er ab und an im Kommissariat auftauchte. Er war nicht selten über Tage alleine mit den Kindern, seine Frau – Kampfsportlehrerin in Lorient für *Kyokushin*-Karate, die »härteste Kontaktkampfsportart der Welt«, worauf Kadeg jedes Mal aufs Neue stolz hinwies – reiste regelmäßig zu Lehrgängen und Turnieren.

Dupin war am Mittag losgefahren, hatte den Fisch für das Abendessen gekauft und dabei länger mit dem sympathischen Besitzer der *Fumerie* geplaudert. Vom Parkplatz war er bis zum Ende der *Pointe* gelaufen. Später, nach der kleinen Pause, würde er hinter dem beeindruckenden Strand der *Baie des Trépassés* auf der wunderbaren Terrasse des *Relais de la Pointe* in der Sonne noch ein kühles Bier trinken. Auch das eines seiner Rituale, er liebte es, dort zu sitzen. Er würde ein paar *Galettes apéritives au jambon* essen, kleine Vierecke aus knusprig-buttrigem Crêpes-Teig mit saftigem Schinken. Gegen sieben, halb acht wäre er wieder zu Hause. Claire hatte versprochen, es bis halb neun zu schaffen, so hätte er genügend Zeit, alles vorzubereiten.

Er hatte Glück mit dem Wetter. Es fühlte sich an, als würde der Frühling am heutigen Tag dem Sommer weichen. Dem langen bretonischen Sommer, der sich bis Anfang Oktober ziehen würde. Vielleicht sogar noch etwas länger, im Jahr zuvor hatten Claire und Dupin am 31. Oktober ein letztes Mal gebadet. Es waren heute über zwanzig Grad, die sanfte Brise brachte eine leichte salzig-jodige Note. Einen Geschmack des Sommermeeres. Die Sonne ließ die Haut warm werden, ohne zu brennen. »Beau et chaud« hatte *Le Télégramme* für die nächsten Tage vorhergesagt. Gab es ein schöneres Versprechen?

Statt der geplanten Viertelstunde lag Dupin nun schon eine Dreiviertelstunde im weichen Gras. Es fiel ihm schwer, sich zu lösen. Was nicht bloß an der Behaglichkeit der Liegestätte und dem Bann des weiten Himmels lag, sondern vor allem am meditativen Rauschen der Wellen, die sich gleichförmig und ohne Hast an den Klippen unterhalb des Plateaus brachen. Der sonst so unruhige Kommissar war in ein wohliges Dösen verfallen.

Plötzlich vernahm er den penetranten Ton seines Mobiltelefons.

Dupin richtete sich auf und suchte nach seinem Handy. Es verstummte. Als er das Telefon endlich aus der Hosentasche gezogen hatte, klingelte es erneut.

»Ja?«, knurrte der Kommissar.

»Ich bin's, Chef.«

Inspektor Riwal.

»Was gibt es?«

»Nichts, Chef. – Ich wollte mich nur mal melden.«

Riwal hatte sich schon gestern und vorgestern gemeldet. Und schon da hatte Dupin gemeint, so etwas wie ein schlechtes Gewissen in seiner Stimme zu hören. Darüber, dass der Inspektor das sinkende Schiff so Hals über Kopf verlassen hatte.

»Hier ist alles in Ordnung, Riwal. – Wie ist es auf der Insel?«

»Schön. Aber ich komme sofort, wenn etwas ist, Sie müssen nur ...«

»Genießen Sie es!«

»Gut, Chef. – Nur damit Sie Bescheid wissen: Meistens haben wir keinen Empfang im Haus, das Festnetz hat meine Schwester abgemeldet. Gerade bin ich in einer Kneipe, aber ...«

»Alles okay, Riwal. Schalten Sie mal ab. – Hatten Sie es gerade schon mal bei mir versucht?«

»Nein, warum?«

»Nicht wichtig. – Schöne Pfingsttage.«

Dupin legte auf. Sein Blick wanderte über das Meer. Ein unendliches Funkeln und Schimmern.

Im letzten Sommer hatte er seinen Freund Henri – den Inhaber des *Café du Port* in Sainte-Marine – nach Le Conquet begleitet. Henri hatte dort die berühmte herzhafte Wurst, eine Spezialität der nahen Île Molène, sowie *Pétoncles* besorgt, die kleinen, nussig schmeckenden Jakobsmuscheln – für ein herrliches Ragout aus beidem. An der nahe gelegenen *Pointe de Corsen* hatten sie das Auto stehen lassen und waren ein Stück spazieren gegangen. Sie hatten das Panorama genossen: das tiefblaue Meer, in der Ferne das sagenumwobene Insellabyrinth um die Île Molène. Dupin hatte gesagt: »Fehlen nur noch ein paar Delfine.« »Da sind sie doch«, hatte Henri mit der gelassensten Selbstverständlichkeit geantwortet, die man sich vorstellen konnte, und auf das Wasser gezeigt. Zehn, fünfzehn Delfine waren es gewesen. Über Minuten hatten sie tollkühne Sprünge und rasante Schwimmmanöver vollführt. Eine echte Show. Dann waren sie mit einem Mal verschwunden gewesen. Dupin wusste, dass es lächerlich war, aber seit diesem Tag schaute er immer besonders aufmerksam hinaus aufs Meer.

Das Telefon klingelte erneut.

Im nächsten Augenblick hatte der Kommissar sich seufzend erhoben.

»Ja?«



Das war es dann wohl mit dem ruhigen Abend zu zweit. Es würde also schon heute beginnen. Nicht, wie ursprünglich geplant, erst am morgigen Samstag. Dupin hatte es konsequent verdrängt. Claires Eltern kamen zu Besuch, seine Schwiegereltern gewissermaßen. Das gesamte lange Pfingstwochenende. Gustave und Hélène Lannoy. Aus der Nähe von F  camp in der Normandie. Dupin hatte sie, seit Claire und er wieder zusammengekommen waren, erst wenige Male wiedergesehen. Die beiden würden bei ihnen wohnen. Drei Tage lang. Dupin war glücklich über das Haus, in das Claire und er letztes Jahr gezogen waren, aber ein geräumiges Haus brachte, wie sich jetzt zeigte, nicht nur Vorteile mit sich. Claires Eltern waren so unterschiedlich, wie man es nur sein konnte. Hélène war Yogalehrerin und Claires Vater führte eine erfolgreiche Anwaltskanzlei, die er offiziell eigentlich bereits einem Seniorpartner überlassen hatte. Allerdings war es ihm unmöglich loszulassen. Zu den wenigen Dingen, die sie teilten, gehörte neben der Vorliebe für gutes Essen und Trinken sowie

der tiefen Liebe zu Claire die Lust am Diskutieren, mit einem Redeverhältnis von neun zu eins für Claires Mutter. Stoff gab es aufgrund ihrer unterschiedlichen Ansichten stets genug, es reichte für mehrere gemeinsame Leben. Eine interessante Anlage für eine Beziehung, fand Dupin – nichtsdestotrotz würde jeder der beiden ihre Ehe, ohne zu zögern, als »überglücklich« bezeichnen. »So sind sie halt«, hatte Claire ihn ermahnt, »es wird bestimmt schön!«

»Verflucht!«, entfuhr es ihm. Er hatte sich wirklich auf heute Abend gefreut. Auf die Zeit zu zweit. »Das kann ...«

Das Telefon. Ein viertes Mal.

Abermals nahm er unwirsch an.

»Ja?«

»Spreche ich mit Commissaire Georges Dupin?«

Es war die Stimme einer älteren Frau. Dupin riss sich zusammen. Die Anruferin traf keinerlei Schuld an der unglücklichen Wendung seines Abends.

»Am Apparat. Mit wem spreche ich?«

»Ich bin Madame Chaboseau. Die Gattin von Docteur Pierre Chaboseau.«

Docteur Chaboseau, der Arzt mit der modernsten Praxis Concarneaus, sie befand sich in einer Villa am Boulevard Katherine Wylie, direkt am Meer. Nicht weit von Claires und Dupins Haus entfernt. Chaboseau war als Kardiologe und Hausarzt tätig und legte größten Wert auf Status, genau wie seine Frau. Sie zählten zu den *Notables* der Stadt, den alteingesessenen, wohlhabenden Familien, die über Generationen die Geschicke Concarneaus geprägt hatten und über einflussreiche Beziehungen verfügten. Sie lebten, auch deshalb kannte Dupin sie, nicht in der Villa, in der sich die Praxis befand, sondern in dem Haus, in dem auch Dupins Stammrestaurant war, das *Amiral*. Ebenfalls eine prächtige

Immobilie in bevorzugter Lage, den Chaboseaus gehörte der zweite und dritte Stock des Gebäudes sowie das aufwendig ausgebaute Dachgeschoss.

»Worum geht es, Madame?«

»Er ist tot.«

»Wie bitte?«

Hatte er sich verhört?

»Mein Mann«, ein deutlicher Vorwurf war zu vernehmen, »er ist tot. Ich habe ihn vor ein paar Minuten gefunden, unten im Hof. Er ist aus seinem Arbeitszimmer im obersten Stock gestürzt.«

Sie sprach beinahe mechanisch, bemüht, korrekte Angaben zu machen.

Dupin stand wie angewurzelt.

»Ihr Mann ist tot?«

»Ja.«

»Aus einem Fenster gestürzt?«

»Er liegt zerschmettert am Boden.«

Eine Pause.

»Ich ...«, Dupin brach ab. Und setzte noch einmal an: »Haben Sie die Polizei verständigt?«

Eine seltsame Frage, musste er zugeben.

»Ich habe mir im Kommissariat Ihre Nummer geben lassen. Ich habe gesagt, es sei dringend.«

»Und Sie haben den Vorfall *dort* nicht gemeldet?«

»Ich denke, es handelt sich um eine Angelegenheit, mit der sich der leitende Kommissar persönlich befassen sollte.«

Dupin hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Er erreichte einen kleinen Pfad.

»Sind Sie sicher, dass Ihr Mann tot ist?«

»Es ist eine große Blutlache zu sehen. Er liegt sehr«, sie suchte nach Worten, »sehr *merkwürdig* da.«

»Verständigen Sie auf der Stelle einen Krankenwagen, Madame. Ich mache mich unverzüglich auf den Weg, aber es wird eine Dreiviertelstunde dauern, bis ich bei Ihnen bin.« Eigentlich sogar mindestens eine. Wenn er beherzt fuhr.

»Ich werde den Kollegen Bescheid geben, sodass sofort jemand zu Ihnen fährt.«

Er beschleunigte seine Schritte.

»Denken Sie denn, es war Mord?«

Madame Chaboseau zögerte.

»Madame? Sind Sie noch am Apparat?«

»Sie sollten sich so schnell wie möglich herbemühen, Commissaire.«

Es war ein grauenvoller Anblick gewesen. Ein absonderlicher noch dazu. Die beachtlich große Blutlache hatte sich um den gesamten Oberkörper herum ausgebreitet. Beinahe kreisförmig und tiefrot. Glassplitter blitzten im Sonnenlicht auf, als wären sie Dekoration. Sie waren über den kleinen Innenhof verteilt: die Überreste der großen Panoramascheibe, durch die Docteur Chaboseau gestürzt war. Er war auf der rechten vorderen Körperseite aufgeschlagen. Die Schulter stand auf unnatürliche Weise vom Körper ab. Auch die Hüfte bildete einen merkwürdigen Winkel zu den schlaffen Beinen. Dupin schätzte die Höhe, aus der der Arzt gestürzt war, auf rund fünfzehn Meter. Der Tote trug eine dunkle Cordhose, ein beigefarbenes Hemd und eine gleichfarbige Weste sowie edel aussehende schwarze Hauslederslipper, die absurderweise an den Füßen geblieben waren. Das rötliche Haar sah aus, als wäre es gerade eben erst gekämmt worden. Nur die linke Gesichtshälfte war zu sehen. Das linke Auge stand einen Spalt weit offen.

Nachdem Dupin den Toten eine Weile betrachtet hatte, hatte er sich direkt in die Wohnung der Chaboseaus begeben, mit einem dieser nachträglich eingebauten Fahrstühle, wie sie viele alte Gebäude besaßen. Der Aufzug glich einer Sardinenbüchse, die an einem Drahtseil hing.

Der Gerichtsmediziner – der alte Docteur Lafond, noch der erträglichste von allen Vertretern seiner Zunft – wie auch die Spurensicherung waren selbstverständlich längst vor Ort. Dupin war mit Abstand der Letzte am Tatort gewesen, Docteur Lafond hatte nur auf ihn gewartet, bevor er die Leiche ins Labor nach Quimper bringen ließ.

Während der rasanten Fahrt von der Pointe du Raz zurück nach Concarneau hatte Dupin mehrfach versucht, Nolwenn und Riwal zu erreichen. Vergebens. Bei jedem zweiten Anruf hatte er eine Nachricht aufs Band gesprochen. Es half nichts, er würde erst einmal ohne sie auskommen müssen. Von den vier Kollegen, die sich überhaupt im Kommissariat aufgehalten hatten, waren zwei rasch vor Ort gewesen. Rosa Le Menn und Iris Nevou. Dem Kommissariat waren Anfang des Jahres zwei neue Stellen zuerkannt worden – was sie vor allem Nolwenns energischer Beharrlichkeit zu verdanken hatten, seit geraumer Zeit schon waren sie notorisch unterbesetzt gewesen. Zwei Kolleginnen verstärkten nun das Team, Nolwenn hatte auch diese Veränderung als »bitter nötig« erachtet. Le Menn kam direkt von der Polizeischule, war Anfang zwanzig, groß, mit breiten Schultern wie eine Schwimmerin, und trug ihre dunkelblonden Haare in einem geflochtenen Zopf. Sie war selbstbewusst, voller Energie. Iris Nevou war zierlicher – in der Uniform sah sie immer etwas verloren aus –, sehr helle Haut, dunkler Pagenkopf, und mit einer bemerkenswert tiefen, durchdringenden Stimme ausgestattet. Zwei Mal war sie als beste Polizeischützin der Bretagne ausgezeichnet worden, obwohl sie nicht einmal besonders viel trainierte. Sie hatte fünfzehn Jahre in der Gendarmerie von Le Conquet gearbeitet. Ende letzten Jahres hatte



sie ihren Mann und ihr bisheriges Leben verlassen und war vom äußersten Nordwesten der Bretagne in den »Süden« gezogen.

Le Menn und Nevou hatten die Leiche ein erstes Mal in Augenschein genommen. Und jetzt, da auch Dupin den Toten gesehen hatte, erschien ihm Madame Chaboseaus Annahme, dass ihr Gatte schon zum Zeitpunkt ihres Anrufes tot gewesen war, äußerst plausibel. Dennoch hätte sie natürlich einen Krankenwagen rufen müssen, was sie allerdings selbst nach Dupins nachdrücklicher Aufforderung nicht getan hatte.

Sie befanden sich mittlerweile im Dachgeschoss, Dupin hatte in die Wohnräume der zweiten und dritten Etage nur einen kurzen Blick geworfen. Das ausgebaute Dachgeschoss war »Monsieurs Reich«, wie Madame Chaboseau sich ausgedrückt hatte. Sie befanden sich im großräumigen privaten Arbeitszimmer, Dupin schätzte es auf mindestens fünfzig Quadratmeter. Richtung Hafen drei kleinere Fenster, auf der gegenüberliegenden Seite zwei großzügige Panoramafenster. Sie boten einen großartigen Blick auf die Stadt, über die Dächer der umstehenden Häuser hinweg. Das rechte Fenster war kaputt, über drei Meter breit, beinahe bis zum Holzfußboden reichend – hier war es geschehen.

Die Art und Weise, wie das Dachgeschoss ausgebaut worden war, ließ einen Umbau in den Siebzigern vermuten. Die Einrichtung bestand ausschließlich aus Antiquitäten: alte Stehlampen, zwei schmale elegante Sekretäre, auf denen Kunstbildbände lagen, Perserteppiche auf gepflegtem dunklem Parkett, in einer Ecke eine mit rotem Samt bezogene Chaiselongue, in einer anderen ein schwarzer Ledersessel mit einem gepolsterten Fußhocker davor. An den Wänden hingen Gemälde in alten goldenen Holzrahmen, es waren sicher zwei Dutzend. Ein mächtiger Schreibtisch, ein ungemütlich aussehender Stuhl mit hoher Lehne dahinter. Alles in penibel gepflegtem Zustand, nahezu obsessiv ordentlich. Dupin erinnerte es an die Wohnung seiner Pariser Kindheit. Das Credo

seiner Mutter lautete: Lässt man auch nur eine einzige Staubflocke zu, folgt zwangsläufig der allgemeine Niedergang.

»Und nur, falls Ihnen der Gedanke kommt, Monsieur le Commissaire«, sagte Madame Chaboseau in diesem Moment geradezu empört, »mein Mann war keinesfalls wackelig auf den Beinen! Auch wenn er dieses Jahr vierundsiebzig geworden ist. Seine Hüfte machte ihm ein wenig zu schaffen, aber er war weit davon entfernt, deswegen das Gleichgewicht zu verlieren und durch eine Fensterscheibe zu stürzen!«

Sie reckte das spitze Kinn in die Höhe.

»Und noch weniger – es verbietet sich eigentlich, darüber auch bloß einen Moment nachzudenken –«, sie stieß zischend die Luft aus, »noch weniger war es Selbstmord! Bereits die bloße Erwägung ist infam.«

Le Menn, Nevou und die Spurensicherung hatten bereits nach einem Brief oder Zettel gesucht, einer Nachricht von Monsieur Chaboseau, und nichts gefunden. Auch in den unteren Stockwerken nicht. Was jedoch noch nicht viel hieß, die meisten Selbstmörder hinterließen keinen Abschiedsbrief. Im Moment gab es allerdings in der Tat keinerlei Hinweise auf einen Selbstmord.

Dupin schätzte Madame Chaboseau auf Anfang siebzig. Kastanienbraun gefärbtes, kinnlanges Haar, eine voluminöse, elegante Frisur, die – so Dupins Vermutung – tägliche Friseurbesuche erforderte, zurückhaltend geschminkt, eine teuer aussehende Brille in Bordeauxrot. Sie trug eine dunkelgrüne Bluse und eine weite schwarze Stoffhose. Auch jetzt, vielleicht zwei Stunden, nachdem sie ihren Mann tot aufgefunden hatte, waren ihr keine übermäßigen Emotionen anzumerken. Dupin wusste, dass sich ein Schockzustand bei jedem Menschen unterschiedlich äußerte. Er hütete sich, von ihrem Auftreten auf ihr Inneres zu schließen. Wie er allgemein ein entschiedener Gegner voreiliger Schlussfolgerungen und Vermutungen war.

»Docteur Lafond wird die Leiche in der Gerichtsmedizin zuallererst auf Blutergüsse, Kratzer und Quetschungen untersuchen«, erklärte Rosa Le Menn klar und ruhig, aber ohne falsche Zurückhaltung, »um herauszufinden, ob Spuren eines Kampfes, einer körperlichen Auseinandersetzung zu finden sind.«

Im gesamten Arbeitszimmer gab es keinerlei Indizien, die auf einen Kampf hinwiesen. Dennoch: Mehr als einen einzigen kräftigen, geschickten Stoß hätte es nicht gebraucht, um den Arzt durch das Fenster stürzen zu lassen.

Dupin hatte in der Zwischenzeit das zweite, das intakte Panoramafenster inspiziert, das baugleich mit dem zerbrochenen war. Es gab weder Doppelverglasung noch Sicherheitsglas. Solche baulichen Vorschriften, die das, was passiert war, vermutlich verhindert hätten, hatte es zu der Zeit, als der Dachausbau erfolgt sein musste, noch nicht gegeben. Wenn ein erwachsener Mann frontal auf eine solch große, einfach verglaste Scheibe fiel, eventuell noch durch einen Stoß verstärkt oder indem er sich mutwillig in sie hineinwarf, gab sie augenblicklich nach.

»Sie werden ihn ebenfalls auf einen Herzinfarkt oder Schlaganfall untersuchen«, ergänzte Le Menn in diesem Augenblick an Madame Chaboseau gewandt. »Auch das hätte unter Umständen einen Sturz in die Scheibe auslösen können.«

Sicher, es gab solche unglücklichen Zufälle. Aber Dupin hielt es für äußerst unwahrscheinlich.

»So ist das Vorgehen, Madame Chaboseau. Wir werden schon bald mehr wissen«, schloss Le Menn. Dupin hatte es schon in den letzten Wochen beobachtet: Sie referierte penibel die schulpolizeilichen Regeln, die Art und Weise, wie sie es tat, ihre Mimik, ihre Stimme, ihre Haltung, sprachen aber bereits eine andere Sprache. Sie verrieten, dass Le Menn

»Teamkollegin?«

»*Douric Ar Zin.*«

»Was soll das heißen?« Dupin runzelte die Stirn.

»Der legendäre Pétanque-Club. Hier in Concarneau, Chef«, sagte Riwal.

»Den kennen Sie ja hoffentlich«, sagte Nolwenn. »Mein Mann und sie spielen im selben Team. Sie haben doch letztens die *Championnats Départementaux* in Ploudaniel gewonnen. Erinnern Sie sich nicht?«

Jetzt erinnerte Dupin sich. Natürlich. Es war ein riesiges Spektakel gewesen, die halbe Stadt hatte ausgelassen gefeiert. Dupin wusste, dass Nolwenns Mann mitgemacht hatte. Der große französische Nationalsport. Nord, Süd, Ost, West, das ganze Land spielte Pétanque, einige Regionen des Landes noch leidenschaftlicher als andere.

»Das ist ein schwerer Schlag. Für das Team. Für meinen Mann. Er mochte Adeline sehr.« Erst nach einer Pause fügte Nolwenn hinzu:

»Natürlich in erster Linie für ihre Geschwister. Ihre Freunde. Das Unternehmen.«

Immerhin.

Lebensmittelchemikerin, visionäre Unternehmerin, passionierte Opernbesucherin, überhaupt Kunst- und Kulturliebhaberin, Gourmande, jetzt auch noch meisterliche Pétanque-Spielerin. Adeline Mazago war eine vielseitige Person gewesen.

»Adeline ist ein paarmal bei uns zum Essen gewesen.«

Dupin zückte sein Notizbuch.

»Ich habe immer Lammhaxe gemacht. Ihr Lieblingsessen. *Souris d'agneau*. Einen Tag lang bei niedriger Temperatur in Thymian und Honig geschmort.«

Es war auch eines von Dupins Lieblingsessen, ihm lief das Wasser im Munde zusammen.

»Wann haben Sie sie das letzte Mal gesehen?«

»Ach.«

Ein seltsames Ach.

»Vorletztes Wochenende erst. Bei dem Spiel gegen Pont-Aven.«

»Und? Worüber haben Sie gesprochen? Wirkte sie anders als sonst?«

»Sie war sehr fröhlich. Wir haben über den spektakulären Sieg bei der Meisterschaft gesprochen. Und über die letzten Kreationen von *Zerua*. Die neunzigprozentige Schokolade mit Rosa Pfeffer. Unfassbar. Ich liebe sie.«

Nolwenn war, was man in Frankreich eine *amatrice de chocolat* nannte – es gab im Land viele Millionen davon –, ein höchst angesehener Titel. Eine passionierte Schokoladenliebhaberin.

»Vor allem haben wir den Skandal mit der Minzschokolade diskutiert.«

»Was für ein Skandal?«

»Dass es sie nicht mehr gibt! Völlig inakzeptabel. Früher stellte jede Schokoladenfirma, die etwas auf sich hielt, Minzschokolade her, ein ehrwürdiger Klassiker, absolut deliziös – heute sucht man sie vergebens. Adeline wollte sich darum kümmern.«

Dupin seufzte. »Hatte Adeline Mazago einen Partner, eine Partnerin?«

»Nein. Sie hat, sagen wir mal so, sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Sie ist zu klug für die Männer. Oder anders: Die Männer sind zu dumm. Die meisten zumindest.« Nolwenn lächelte gnädig. »Die allermeisten.«

»Ich brauche einen Kaffee. Wir wollten gerade in die Kantine gehen.«

Bei Nolwenn musste Dupin keine Ausreden erfinden.

»Ich könnte auch einen gebrauchen. Und einen Lambig. – Nach dem Schock!«

Der obligatorische bretonische Apfelschnaps.

Dupin war sich nicht sicher, ob Nolwenn scherzte.

Schon hatten sie den Ausgang erreicht, Riwal, Nevou, Kadeg und Le Menn folgten ihnen.

Sie hatten sich um einen der runden orangefarbenen Tische auf der kleinen Terrasse der Kantine gesetzt. An der Theke arbeitete niemand mehr, die imposante Kaffeemaschine war bereits gereinigt worden, aber es gab einen dieser Vollautomaten. In den letzten Jahren, seit Kaffee zur Mode geworden war, waren sie besser geworden, musste Dupin zugeben. Jeder von ihnen hatte sich seine Tasse zum Tisch mitgenommen.

Die Kantine lag in der obersten – zweiten – Etage eines Eckgebäudes des *Zerua*-Ensembles, direkt hinter den mächtigen Stadtmauern. Dazwischen verlief die Rue Militaire, ein schmales Gässchen, das im rechten Winkel auf die Rue Vauban stieß. Das uralte Haus aus Granitsteinen reichte gerade so hoch, dass man über die Stadtmauer blicken konnte. Ein fantastisches Panorama. Man sah auf das von der Insel der *Ville Close* geschützte Hafenbecken, das sich in zwei scharf getrennte Welten gliederte. Linker Hand war der Fischereihafen zu bestaunen, in dem zwei, drei Dutzend bunte Boote lagen, der massive Kai, die riesigen Fischauktionshallen. Rechter Hand der gewaltige, Tag und Nacht geschäftige labyrinthische Werfthafen mit seinen Docks. Genau gegenüber von ihnen lag das *Chantier*, es war eines von Dupins Lieblingsrestaurants.

[...]



Dieses Zusatzmaterial ist auch auf unserer Homepage zu finden:

<https://www.kiwi-verlag.de/magazin/extras/die-karten-zu-bretonisches-vermaechtnis>